

Gerd Koenen

MERRY OLD EUROPE

Ein Blick von China zurück auf Europa, Anno 2011

In: Stille Revolutionen. Die Neuformierung der Welt seit 1989
Hrsg. von Katharina Kucher, Gregor Thum, Sören Urbansky,
Campus Verlag, Frankfurt/M. 2013, S. 239-248

„Bei Vollmond und klarem Himmel aus Frankfurt abgeflogen. Die Riesenmaschine von Air China ist zu Dreivierteln voller chinesischer Reisender, die sich routiniert auf den Nachtflug einstellen wie auf eine Bahnfahrt: Trainingsanzüge, Toilettenbeutel, Hausschuhe. Die junge Nachbarin außen hat ihre Shopping-Beute in überdimensionalen Einkaufstaschen verstaut und blättert bis kurz vor Peking mit konzentrierter Zerstreuung in Katalogen. Der junge Mann neben mir hat offenbar die deutschen Nächte durchgemacht und sucht noch vor dem Abflug die optimale Schlafposition. Enkel der roten Garden von 1966 oder ihrer Opfer, Kinder der Rebellen vom Tienanmen 1989, Habités einer vollends globalisierten Welt.

Im Frühlicht irgendein schneeweißes Dach der Welt. Später braunes Land. Dann die Ebene vor Peking – im ewigen Dunst. Die durchschnittliche Luftverschmutzung betrug 2006 schon 142 Mikrogr./m³ (New York 27, London 24, Paris 22). Inzwischen soll es Tageswerte von 300-500 geben.

Ein leer gefressenes, übersiedeltes Land. Kein Baum, kaum ein Strauch. Wege, Straßen, Highways. Hier und da noch bewirtschaftete Felder. Bis zum Horizont Bündel geometrisch ausgerichteter Siedlungen, Gewächshäuser, Fertigungs- und Lagerhallen, viele mit blauen Kunststoff-Dächern. Wie Batteriezellen dicht gepackt: Massenspeicher von Energie und Menschenkraft. Dazwischen Müllhalden, Trümmerfelder, Barackensiedlungen.

Sinniere, was es heute heißt: ein Land „industrialisiert sich“ (im lateinischen Sinne von „industria“, organisierter Arbeitsfleiß). Ein Land von 1,4 Milliarden, also 1.400 Millionen Menschen, und (noch) relativ jung, gibt, wenn es mobilisiert, an die Arbeit gesetzt, auf den Weltmarkt ausgerichtet und abgeschöpft wird, eine schier ungeheuerliche Masse an Produkten und Erlösen her. Man glaubt die Tendenz zum autoritären Regime schon aus der Luft und auf den ersten Blick zu verstehen: als diktatorische Zusammenfassung von toten und lebendigen Ressourcen, als eisernes Band myriadischer

Einzelbestrebungen – und zugleich als Generator riesiger Vermögen und staatlicher Macht, nach innen wie nach außen. Umgekehrt bekommt man einen sinnlichen Eindruck von der ungeheuren, geradezu unwahrscheinlichen Kulturleistung, die es wäre, wenn sich ein so massiver, komplexer, in gärender Entwicklung befindlicher Gesellschaftskomplex wie China tatsächlich autopoeitisch, also demokratisch selbst organisierte.“

(Aus meinen Reisenotizen, März/April 2011)

Für die exponentiellen Wachstumsschübe, in denen China sich seit dem Beginn der Reformperiode der 1980er Jahre entwickelt, gibt es tatsächlich keinen angemessenen historischen Vergleich. Die Wachstumsraten in England, später Frankreich, Deutschland und den USA in der Jahrzehnten der „industriellen Revolution“ zwischen 1780 und 1914 lagen im Durchschnitt nicht höher als zwei bis vier Prozent, die Investitionsraten bewegten sich zwischen fünf und maximal 12 Prozent. Weder die gewaltsam hochgepeitschten, statistisch kaum sicher messbaren Wachstums- und Investitionsraten der sowjetischen Fünfjahrpläne der 1930er Jahre mit ihren fragwürdigen sozialökonomischen Resultaten noch die Entwicklungssprünge von Japan und Südkorea, die in den 1960er und 1970er Jahren unter staatlicher Regie die Rate ihrer Investitionen auf unerhörte 25 bis 30 Prozent hochtrieben und damit Wachstumsraten von sechs bis acht Prozent jährlich erzielt haben, liefern passende historische Präzedenzfälle. In China lagen die Investitionsraten seit der endgültigen weltwirtschaftlichen Öffnung 1992 – nach Deng Xiaopings „Reise in den Süden“, die sehr stark vom Eindruck der sich auflösenden Sowjetunion bestimmt war – konstant bei 35 bis 40 Prozent. Durch den immer höher getriebenen Kapitaleinsatz von zuletzt 45 bis 50 Prozent des Sozialprodukts, dem ein Absinken der Quote des Privatkonsums von 50 auf 35 Prozent entspricht, ist über drei Jahrzehnte hinweg ein mehr oder weniger kontinuierlicher Zuwachs der Wirtschaftsleistung von rund zehn Prozent pro Jahr erzielt worden. Seit dem Beginn der Reformen Anfang der 1980er Jahre hat sich der materielle Gesamtkörper und laufende Stoffwechsel dieser Gesellschaft damit um ein Zwanzigfaches (oder eine ähnliche Größenordnung) aufgebläht – eine fast monströse Vorstellung. Ob sich in diesen, zumal den jüngsten Ziffern aber eine immer noch gesteigerte politisch-ökonomische Potenz des Landes oder nicht eher

schon die Vorzeichen einer kommenden, vielleicht dramatischen gesellschaftlichen Krise verbergen, ist die große Frage.

Historisch voraussetzungslos war dieser Entwicklungssprung nicht. China war sehr früh schon, seit dem Mittelalter, das ferne Andere Europas. Alle neueren Globalgeschichten, ob von Christopher A. Bayly oder Jürgen Osterhammel, nehmen, wenn sie den epochalen Aufbruch der europäischen Staaten von den frühkolonialen Entdeckungen bis zum modernen Kapitalismus und Imperialismus beschreiben, China als den eigentlichen Referenzpunkt und fernen Gegenpol in den Blick. Auf eine dichte Population, intensive Arbeitskultur und akkumulierte Wissensbestände gestützt, war das chinesische Kaiserreich bis Ende des 18. Jahrhunderts nicht nur in seiner Macht- und Prachtentfaltung und im Glanz seiner Städte Europa voraus; selbst im Lebensstandard seiner Subjekte, der Reichsten wie der Ärmsten, stand es Europa kaum nach. Erst im Lauf des 19. Jahrhundert tat sich jene „Great Divergence“ (Kenneth Pomeranz) auf, jene abrupte Kluft zwischen China und Europa, die seither die Historiker beschäftigt.

Diese Große Divergenz beginnt sich jetzt wieder zu schließen – auch wenn es etwas voreilig erscheint, ein „Pazifisches Zeitalter“ oder gar ein chimärisches „Chimerica“ (Niall Ferguson) als die neue Weltkonstellation des 21. Jahrhunderts auszurufen. Eher handelt es sich vorerst um eine globale Multipolarität und um die Herstellung einer dichten, allseitigen, sich permanent ändernden wirtschaftlichen und kommunikativen Verflechtung. Ironischer Weise war es gerade der Zusammenbruch bzw. die Transformation der Länder des „sozialistischen Lagers“, die seit 1989 die Globalisierung irreversibel vollendet hat. Etwa so, wie Marx es im *Kommunistischen Manifest* vor mehr als anderthalb Jahrhunderten antizipiert hatte: „An die Stelle der alten, lokalen und nationalen Selbstgenügsamkeit und Abgeschlossenheit tritt ein allseitiger Verkehr, eine allseitige Abhängigkeit der Nationen voneinander. Und wie in der materiellen, so in der geistigen Produktion.“

Seitdem befindet sich die Welt auf breiterer Front als je in einem neuen, vierten Schub einer industriellen Revolution. Von einem „post-industriellen Zeitalter“ kann noch längst nicht die Rede sein. Schaut man auf die Wälder der glitzernden Büro- und Wohntürme der chinesischen Megametropolen und die zahllosen Baustellen, auf denen rund um die Uhr gewerkt wird, ist mit bloßen Auge zu erkennen, dass alle diese himmelstürmenden Bauten aus Glas, Stahl und Beton außer mit moderner Groß-

technik völlig unverändert mit den nackten „muscles and bones“ der Arbeiter errichtet werden, die in Arbeitspausen aus Pappeimern ihre aufgegossenen Instantsuppen löffeln. So wie auch die schicken Devices der globalen Informations- und Entertainmentindustrien und die coolen Klamotten der internationalen Markenlabels noch immer in riesigen Fabrikanlagen oder kleinen, weitgestreuten Sweat-shops von Hand gefertigt werden, in China wie in Mexico, Bangladesh oder Vietnam, vielfach unter gesundheitsschädlichen Bedingungen und ausbeuterischen Arbeitsregimes von Subkontraktoren. Was für eine zwerghafte „Werkbank der Welt“ waren die neuen Industriestädte und Fabrikviertel Englands im 19. Jahrhundert, verglichen mit den rings um die Megacities aufs freie Feld gesetzten Industrie-Arealen und staatlich geplanten Sonderwirtschaftszonen im China des 21. Jahrhunderts.

Das Gros der Bauten, die das Bild so ziemlich aller chinesischen Großstädte heute bestimmen, ist nicht älter als fünf, zehn oder zwanzig Jahre. Freilich beträgt die Verfallszeit eines heutigen Bürogebäudes, Apartmentturms oder Flughafengebäudes generell nur noch dreißig, vierzig oder fünfzig Jahre. Insofern scheint das urbane China für eine globalisierte Crash-Moderne im Ex- und Hopp-Stil bestens präpariert. Herrmann Lübbes luzides Axiom vom „immer schnelleren Veralten der Gegenwart“ – hier im scheinbar uralten China ist es am handgreiflichsten. Europa und seine Städte, die fast alle noch ihre mittelalterlichen Grundrisse, ihre steinernen Dome, Patrizierhäuser, Schlösser und Rathäuser haben, oder mindestens ihre bürgerlichen Wohnquartiere oder Villenviertel aus einer verflossenen „Gründerzeit“, wirken im Vergleich dazu geradezu putzig-antiquiert – „Merry old Europe“.

Das in scheinbar dreitausendjähriger Kontinuität überdauernde Reich der Mitte hat sich allerdings, näher betrachtet, schon von jeher pausenlos neu erschaffen. Was von den wenigen, heute noch vorhandenen Altertümern wirklich alt und was ein perfektes Remake, was Original und was Zitat ist, lässt sich vielfach kaum feststellen. Die primär aus Holz und Ziegeln errichteten, selten aus Stein gemauerten Paläste, Tempel oder Amtsgebäude, Glocken- und Trommeltürme waren ohnehin ständig zu erneuern und zu überarbeiten. Fast alle bedeutenden Herrschaftsbauten sind von Zeit zu Zeit abgerissen oder überbaut worden, brannten ab oder verfielen, wurden von Barbaren oder Aufständischen geschleift, nur um irgendwann im alten oder ei-

nem neuem Stil wieder errichtet zu werden. Selbst die Anfang des 15. Jahrhunderts errichteten Kaiserpaläste und die Verbotene Stadt in Peking tragen, so wie sie sich heute darbieten, teilweise Züge eines Remake aus der Qing-Zeit, also dem 17.-19. Jahrhundert. Wie überhaupt gerade diese letzte Dynastie der landesfremden mandchurischen Kaiser ein bewusstes und fast systematisches *inventing of traditions* betrieb. Während sie selbst einem esoterischen lamaistischen Privatkult frönten, stellten sie mehr als alle ihre Vorläufer das dogmatische Studium der klassischen konfuzianischen Texte ins Zentrum ihrer Beamtenausbildung und jährlichen Prüfungen, welche sie im „Imperial College“ in Peking oft selbst abnahmen. So ist der Konfuzianismus als Lehre von der guten Herrschaft, Verwaltung und sozialen Ordnung zwar zweieinhalbtausend Jahre alt, aber als kanonisierte Staats- und Lebenslehre ein (in europäischen Begriffen) eher mittelalterliches, wenn nicht neuzeitliches Produkt.

Nicht viel anders verhält es sich aber mit der Aufzeichnung und Weitergabe der taoistischen Schriften oder mit dem Buddhismus, der erst ein Jahrtausend nach seinen indischen Anfängen in China Fuß fasste und hier eine mehrfache Verwandlung, wenn nicht eine weitgehende Neuerfindung erfuhr. Bei kaum einem der Klöster, Tempel oder Schreine ist aber genau zu sagen, welches Element welcher der verschiedenen Traditionen entstammt. Was ist schamanistisch (naturreligiös), was ist taoistisch, was ist konfuzianisch, was ist buddhistisch, und was stammt aus welchem Zweig des Buddhismus? In durchaus sympathischer, aber irritierender Weise fließen alle diese Traditionen und Bilderwelten, Schriften und Symbole ineinander. China hat alle Arten von Aufständen, Revolutionen, Kriegen und Bürgerkriegen erlebt – aber nie so etwas wie die europäischen Religionskriege. Nichts ist vom Furor der messerscharfen Abgrenzungen innerhalb der christlich-europäischen Traditionen zu spüren, die allerdings auch erst so etwas wie eine Theologie im strikten Sinn ermöglicht haben, und letztlich ein modernes, kritisches Denken.

Sehr früh haben sich in diesen „großen chinesischen Synkretismus“, wie ich ihn spontan getauft habe, auch der Islam und das Christentum mit hineingemischt – viel prägender als heute zugegeben wird. Und als letztes, ab 1920, als Spätankömmling und in russisch-leninistischer Abwandlung, der Marxismus – der bis heute obligatorischer Teil des höheren Unterrichts ist, aber durch immer neue Laugen- und Wechselbäder der Sinisierung gegangen ist, von den „Mao Zedong-Ideen“ über Dongs „Vier Modernisierungen“ bis zur jüngsten Phrase von der „Harmonischen Gesell-

schaft“, die ganz offensichtlich (wenn auch nur implizit) wieder am Konfuzianismus anknüpft.

Überhaupt dürfte China unter der Oberfläche seiner kompakten politischen und ethnischen Homogenität ein äußerst heterogenes Land sein, in dem sich die soziokulturellen Welten und Horizonte wie in einem Periskop ständig changierend überlagern – nicht zuletzt, weil Mainland China, die Volksrepublik, seit Beginn der Reformen der 1980er Jahre und dem Anschluss Hongkongs 1997 und Macaos 1999 mit dem „China jenseits der Grenzen“ zunehmend verfließt, das sich von jeher über ganz Südostasien erstreckte, inzwischen aber über die ganze Welt verteilt hat. Viele erfolgreiche Chinesinnen und Chinesen legen sich einen zweiten „Christian name“ zu, einen westlichen Rufnamen, fast wie eine zweite Identität, meistens englisch, manchmal auch deutsch. Ich hatte es also mit Johannes oder Inge, Sophia oder Ada, Bill und Nancy zu tun. 30 bis 50 Prozent aller Gymnasiasten und Hochschul­ler in Shanghai haben vor Jahren bei einer Umfrage ihren Wunsch erklärt, eine andere, zweite Nationalität zu haben. Etliche, die ich traf, haben es irgendwie geschafft, ihren (offiziell illegitimen) Zweit- und Drittkindern durch Geburt im Ausland eine solche zu verschaffen. Ein Gutteil derer, die zum Studium nach Amerika oder Europa gehen, kommt trotz glänzender Aussichten nicht zurück.

So erweist sich das heutige China mehr denn je ein äußerst heterogenes und heteronomes Land, mit einem in Stein gemeißelten Kanon uralter Texte und Traditionen hier, einer frappanten Traditionslosigkeit und Offenheit nach allen Seiten dort, die bereit scheint, alle neuen Lebens-, Kunst- und Denkstile dieser Welt wie ein Schwamm aufzusaugen und in seine eigenen Kategorien zu übersetzen. Das vermeintlich insulare, hermetische Land der Mitte könnte sich insofern rascher als einst die Briten, die heute reine Insulaner sind, mehr als wir übrigen Alteuropäer, die heute wieder eingewurzelte Pfahlbürger sind (mit Ausnahme der jungen Osteuropäer, die sich auf die Socken gemacht haben), und mehr als die US-Amerikaner, die immer provinzieller werden, zur globalisierten Supranation *par excellence* entwickeln.

Freilich, von welchem China sprechen wir? Die „Mittelschicht“, die ein annähernd westliches Lebensniveau erreicht hat und das Bild der großen Städte (jedenfalls in den Küstenregionen) bestimmt, umfasst kaum mehr 10 bis 15 Prozent der Gesamt-

bevölkerung. Diese rund 150 bis 200 Millionen bilden mitsamt dem bürokratisch-oligarchischen Überbau der Partei- und Staatsapparate und mit dem einen Prozent der neuen Reichen, Superreichen und Prominenten eine Gesellschaft für sich, eine Gated Community oder Insel des relativen Wohlstands oder absoluten Luxus in einem Meer von Menschen, deren von Armut und Entwürdigung geprägte Lebenssphäre von ihrer „um Welten entfernt“ ist – angefangen mit den ebenfalls ungefähr 150 bis 200 Millionen zählenden legalen oder illegalen Wanderarbeitern, die auf Trümmergrundstücken, in Basements oder in Baracken gepfercht hausen. Derweilen lebt noch immer die Hälfte der Bevölkerung „auf dem Land“, in Abstufungen von absoluter Armut bis zu relativem Wohlstand. Nur dass es dieses „Land“ zunehmend auch nicht mehr gibt und viele, vielleicht die meisten der Landbewohner keine Bauern mehr sind. Das Drama der schrumpfenden und unterbezahlten Agrikultur, heißt es, sei noch immer oder schon wieder das eigentliche, am wenigsten sichtbare Sozialdrama des heutigen China.

Vor allem die Massen kleiner Alltagsgegenstände, mit denen China die ganze Welt sowie seinen wachsenden inneren Markt überschwemmt, von Feuerwerkskörpern bis zu Modeaccessoires, werden noch immer von ländlichen Unternehmen oder Subunternehmen in teils regulären, teils irregulären Arbeitsregimes produziert. Auch auf dem Land gibt es eine unbekannte Masse von Wanderarbeitern, vielfach als Arbeitsheloten ehemaliger, in gewerbliche Kollektivunternehmen verwandelter Volkskommunen, die in der Rechtsform genossenschaftlicher Kommunalbetriebe seit den Reformen der 1980er Jahre eine der ersten und stabilsten Säulen des chinesischen Wirtschaftsaufschwungs waren und noch immer sind. Was anfangs eine soziale Großtat war, die einer Masse der ländlichen Überbevölkerung Arbeit und Brot gab, ist mittlerweile offenbar zum Herd neuer, oft gewaltsam ausgetragener sozialer Spannungen geworden.

Das „China der Städte“ dagegen, vielmehr: das Netz von einem Dutzend Mega-Metropolen, die mit ihrem dichten Umland leicht die Größe und Bevölkerungszahl europäischer Mittelstaaten erreichen, bildet das eigentliche sozialökonomische Gerüst von Staat und Gesellschaft – mit massiverem Gewicht als im wiedervereinigten Europa, das noch immer ein Zusammenschluss von Nationalstaaten mit einem administrativen Wasserkopf ist. Freilich sind die rivalisierenden, einander vorwärts, vielleicht in den finanziellen Ruin treibenden chinesischen Mega-Metropolen zunächst

einmal oligarchische Machtdispositive, bevor sie auch Horte eines neuen zivilen Bürgersinns und hartnäckiger Kämpfe um demokratische Rechte sind.

Die Entwicklungsprospekte als Weltmetropole, die die Stadtregierung von Shanghai in einem mehrstöckigen Informationszentrum mit allen Raffinessen einer multimediale Propaganda und in einer Mischung aus technokratischem Größenwahn, sozialistischer Tonnenideologie und bemühtem Ökojargon entrollt, nötigen tatsächlich stauende Bewunderung ab – und lassen zugleich gruseln. Wenn eine Million Menschen binnen weniger Jahre wie Setzlinge umgetopft werden: Ist das noch entschlossenes Verwaltungshandeln angesichts eines übermächtigen Problemdrucks; oder ist es die Demonstration einer uneingeschränkten Verfügung über Menschen, die weder politisch noch sozial einem „Habeas corpus“ verpflichtet ist?

Noch beunruhigender, zugleich unbegreiflicher ist die aggressive Nervosität, die dieses gänzlich unreformierte Parteiregime ausstrahlt. Als ich in Shanghai ankam, war in Peking gerade Ai Weiwei vom Erdboden verschluckt und in eins der zahllosen Geheimgefängnisse verschleppt worden – angesichts seiner Berühmtheit eine Demonstration, die jeder verstand. Es ging nicht um den Künstler, sondern um den sozialen Aktivist. Der Terror (von dem man, liest man etwa die Gefängniszeichnungen von Liao Yiwu, ja durchaus sprechen muss) richtet sich in erster Linie gegen alle, die als Sprecher, Anwälte, Multiplikatoren jener sozialen Konflikte und Empörungen auftreten, die sich sogar nach offiziellen Statistiken jährlich in zehntausenden von „Massenzwischenfällen“ (Streiks, Demonstrationen, Aktionen) Luft machen.

Diese Kommunistische Partei hat ihr Schicksal daran gebunden, dass sie die fieberhafte Wachstumskurve des Landes mit allen Mitteln eines entfesselten, staatlich forcierten Kapitalismus hoch hält – ohne die sozialen, mentalen, ökologischen und finanziellen Folgen dieser Politik freilich beherrschen zu können. Dieses Land, sagt mir historische Intuition und gemeiner Menschenverstand, lebt nach dreißig Jahren eines neuen „Großen Sprungs“ und einer weiteren „Kulturrevolution“ längst am Anschlag – oder auch bereits jenseits aller Schranken eines organischen, menschengemäßen Wachstums. Wenn schon die (trotz Restriktionen) exponentiell steigende Automobilisierung und die Ausstattung des oberen Segments von zehn bis zwanzig Prozent der 1,4 Mrd. Chinesen mit modernen Wohnimmobilien alle Städte in Hochhauswälder verwandelt und alle eben erst angelegten Verkehrsarterien sofort verstopft, während die rasende Industrialisierung alle freien Flächen des Landes (auch

die knappen Agrarflächen) und sämtliche Rohstoff- und Energieressourcen des eigenen Landes wie der ganzen Welt schneller schmelzen lässt als die Polkappen – wie sähe eigentlich eine immer weiter ausgezogene, niemals endende Wachstumskurve für China aus? Und was für eine Gesellschaft wäre diese verallgemeinerte „chinesische Konsumgesellschaft“, von der alle westlichen Exportfirmen naiv schwärmen und auf die sie ihre frenetischen eigenen Wachstumserwartungen setzen?

Ein metaphorisch-anekdotesches Bild: Als wir spätabends von Yan'an nach Xi'an zurückfahren, über die funkelneue, dreispurige, brachial in die Landschaft geschlagene Autobahn, die bis Xinjiang führt und tagsüber eher leer war, stoßen wir auf eine Armada überladener, übernutzter, wie Schildkröten dahinschleichender LKWs, die alle drei Spuren belegen und – ja, wohin fahren? Aus den Kohleboom-Gebieten im nördlichen Shanxi in die großen Städte wie Xi'an und weiter östlich oder südlich, in die tagsüber LKWs nicht mehr hineindürfen, weil sie den ohnehin apoplektischen Verkehr vollends zum Erliegen bringen würden. Nachts also fließen alle industriellen Nachschübe, allen voran die Kohle, in einem endlosen schwarzen Strom in die Fabriken und Kraftwerke, in den Bauch der Megastädte. Man mag die Abgase besser filtern und die Kohle rationeller nutzen und produzieren; aber man kann diesen fossilen Energiestrom schwerlich noch um das Zwei- oder Vierfache steigern. Und wenn man es könnte: wie lange und um welchen Preis?

So steht China von einer anderen, beinahe entgegengesetzten Position aus vor denselben Fragen wie die entwickelten Länder Europas, und insbesondere der andere Exportweltmeister, Deutschland: nämlich dem Imperativ der Umorientierung auf einen Weg, bei dem eine von leerlaufenden Verwertungs-, Prestige- und Machtinteressen getriebene Produktion von materiellen Gütern hinter eine sparsamere, intelligentere, vielseitigere gesellschaftliche Selbsttätigkeit zurücktritt, die sich eher den qualitativen Aspekten des menschlichen Lebens zuwendet – den Fragen und Problemen, die jetzt nur als „Umwelt- und Sozialkosten“ ins Bild kommen, von denen aber das Selbstgefühl und Lebensglück der Menschen am Ende weit mehr abhängt als von irgendwelchen mobilen oder immobilen Statussymbolen und Effizienzkriterien. Diese ökologische und qualitative Wende, die sich aus der Verschränkung der globalen Krisensituationen und dem Übergang in ein postfossiles Zeitalter bald aufzwingen

wird, muss weder im reichen, saturierten Deutschland noch im ärmeren, entwick- lungshungrigen China Einschränkung, Verzicht oder Rückschritt bedeuten; eher Be- freiung, Belebung, Bereicherung und ein großes Durchatmen. Seltsam, dass ich ausgerechnet im fernen, gar nicht so fremden China darauf gestoßen bin.

Dort werden sich diese eigentlichen Zukunftsfragen aber vielleicht auch entscheiden. Und es zeichnet sich ab, dass das ohne einen harten Konflikt kaum abgehen wird. Der epische Kampf um den „Great Firewall“, den die mit unbeirrtem Autokratismus herrschende Partei um die Informationszugänge und damit um die Hirne und Le- bensäußerungen ihrer Subjekte zu errichten versucht, während diese die technolo- gisch aufgerüstete und strafbewehrte Zensur auf immer neue, listige und entschlos- sene Weise zu umgehen versuchen, nimmt mittlerweile Züge eines anthropologi- schen Experiments an, in dem die anachronistischen Ambitionen einer „totalitären“ Machtausübung in beunruhigend modernisierten Formen wieder etabliert werden sollen. Der Kampf vom Frühsommer 1989 um den Tienanmen, den Platz des himmli- schen Friedens, bleibt viel mehr womöglich, als äußerlich wahrzunehmen ist, das „Gespenst“, das die herrschende Kommunistische Partei wie Shakespeares Macbeth verfolgt, und damit der geheime Nerv aller chinesischen Entwicklungen.

„Beim Rückflug reißen über Polen die Wolken auf. Die kleinteiligen Felder, die klar abgegrenzten, von Wäldern durchbrochenen, von Bachläufen und Flüssen, Straßen und Wegen durchzogenen, üppig grünen Landschaften, die vielen Gehöfte, kleinen Or- te, mittleren Städte mit ihren Kirchtürmen zeigen: man ist zurück in Mitteleuropa und fast schon zuhause. Die Frankfurter Skyline wirkt beim kurzen Anflug über die durch- sichtig klare Ebene eher pittoresk als mächtig, fast wie die Geschlechtertürme von San Gimignano. Die chinesischen Mitreisenden haben ihre Morgentoilette und -gymnastik beendet und ihre Hausschuhe verstaute. Eine junge Nachbarin blättert auf ihrem iPad konzentriert in Reise- und Shoppingtipps. Ich gebe ihr Empfehlungen für Frankfurter Äpfelweinkneipen und für andere Sehenswürdigkeiten wie steinerne Dome, Schlösser und Städte. Das alte Europa ist noch immer eine Reise wert.“